

Franziska Löpfe
fremd und vertraut

verlag die brotsuppe



Franziska Löpfe

fremd und vertraut

Eine Jugend
in den 60er Jahren

verlag die brotsuppe

1

Ich war zehn Jahre alt, als wir von Vicosoprano im Bergell nach Braunwald im Glarnerland zogen. Die Albigna Staumauer war gebaut. Das ganze Kraftwerk in Südbünden, von den Elektrizitätswerken der Stadt Zürich in Auftrag gegeben, war fertig erstellt. Die Leute vom Bau zogen fort. Die paar wenigen Arbeitsplätze, die blieben, waren Einheimischen vorbehalten.

Zum Glück wollten die nordostschweizerischen Kraftwerke das Kraftwerk Linth-Limmern bauen. Mein Vater bewarb sich und bekam eine leitende Stelle als Bauingenieur. Er stieg durch die neue Arbeitsstelle die Karriereleiter hoch. Meine Mutter seufzte, packte ihren Hausrat, nahm uns vier Kinder an die Hand und auf den Arm, fügte sich in etwas, das sie nicht ändern konnte. Doch die Aussicht, später in Schwanden erstmals in einem eigenen Haus mit Garten wohnen zu dürfen, freute sie.

Ich war traurig, vermisste die alte Heimat, den warmen Klang der südlichen Sprache, die Mäd-

chen vom Dorf, die Kindergruppe der Bauleute, mit denen zusammen wir im Helvetia, einem alten Hotelkasten in Vicosoprano, gewohnt hatten. Ich vermisste meinen Schulschatz, der aussah wie Schellenursli mit lockigem Haar. Mit ihm zusammen war ich auf dem Eisfeld die Schnellste gewesen, nicht einzuholen beim Besentanz. Ich vermisste unseren klugen Lehrer, der uns Kindern aus der Deutschschweiz, und auch unseren Eltern, geholfen hatte, sich im Bergdorf heimisch zu fühlen. Er hatte mir im Zeugnis die Bestnote in der fremden Sprache gegeben, das schönste Abschiedsgeschenk. Ich vermisste das kleine Dorf mit seinen Ställen und Gassen, das mir gehörte wie eine eigene Wohnung.

In Braunwald, auf der berühmten Sonnenterrasse zuhinterst im Glarner Haupttal, war alles anders, fremd. Wir lebten hier für drei Monate, hatten unsere Möbel eingestellt, wohnten nacheinander in drei verschiedenen Ferienwohnungen. Mein Bruder Koni und ich, die Fränzi, waren zusammen Connie Francis, nach dem amerikanischen Schlagerstar. So nannte uns eine Mitschülerin. Wir besuchten die Dorfschule, die zwei jüngeren Geschwister blieben noch zu Hause, Vater fuhr zur Arbeit, auf und ab, mit der steilen Zahnradbahn. Sein Auto musste er unten lassen. Braunwald war verkehrsfrei. Connie Francis, den Schlagerstar, kannten zu jener Zeit alle. Ich fand es schmeichelhaft, ihr zu gleichen. Die Assoziation meiner neuen Kameradin gefiel mir. Immer wieder schaute ich die Connie Francis auf Bildern an, verglich mich im Spiegel, fand am Ende selbst,

ich gleiche ihr. Das half mir über den ersten Schock des Umzugs hinweg, brachte mich, ein Trost, näher zu meinem Bruder.

Mein Lehrer damals in der Dorfschule Braunwald unterrichtete die gesamte Unterstufe bis und mit der vierten Klasse, natürlich in Deutsch. Und schon gehörte ich wegen dieser Einteilung wieder zur Unterstufe. Beleidigend war das, denn im Bergell wechselte man nach der dritten Klasse in die höhere Stufe, wo ich nun endlich hingehörte, wie ich fand. Deutsch verstehen und sprechen war kein Problem, denn zu Hause und mit den Kindern der Bauleute war das immer die Umgangssprache gewesen.

Der Lehrer in Braunwald hatte mehr als vierzig Schüler zu unterrichten. Er war jähzornig, das war ich von meinem Vater gewohnt, aber dazu ungerecht und gewalttätig, das war ich nicht gewohnt. Besonders ungnädig war er mit den Buben der hintersten Reihe, die oft zu spät kamen und nach Stall rochen. Es kam vor, dass er einen von ihnen, vielleicht einen Xaver oder einen Jakob, nach vorne holte und ihm den entblösten Hintern versohlte. Auch Schläge mit dem Lineal auf die ausgestreckte Hand waren üblich. Ich berichtete meiner Mutter davon, auch von meiner Angst vor diesem Lehrer. Bei einem Schulbesuch brachte Mutter dies vor. »Meine Tochter hat Angst vor Ihnen.« Nur vergass sie zu erwähnen, dass ich nicht um mich Angst hatte, trotz meines verstauchten Arms, der es mir unmöglich machte, einwandfreie Striche mit dem Lineal zu ziehen. Das könnte bei so einem Lehrer eine Strafe

absetzen. Denn vor allem litt ich mit den Bauernbuben. Ich war einen derartigen Umgang mit Kindern von der früheren Schule her nicht gewohnt. Der Lehrer war, nach dem Gespräch mit meiner Mutter, übertrieben freundlich mit mir, änderte aber sein Verhalten gegenüber den Buben von den hinteren Rängen nicht. Er war überzeugt von seinen Methoden, seiner schwarzen Pädagogik.

Doch dieser Lehrer gab auch Handorgelunterricht. Da in den Ferienwohnungen keine Klaviere standen, für den Bruder noch kein neuer Geigenlehrer gefunden war, beschlossen unsere Eltern als Übergangslösung für uns zwei älteren Kinder, diesen Lehrer zu fragen, ob er uns Handorgelstunden geben würde.

Der Handorgel verdankte ich dann doch, trotz Angst und Unbehagen vor dem Lehrer, manch gemütliche Stunde. Mein Bruder und ich besuchten den Handorgelunterricht gemeinsam, welch ein Vergnügen. Wir waren neu wieder häufiger zusammen. In einer der Ferienwohnungen, einer alten Villa, teilten wir uns den Dachstock. Das war der richtige Ort für Geheimnisse. Koni teilte vor dem Einschlafen mit mir seine Gedanken und Befürchtungen.

»Die Welt wird bald untergehen, ich werde gerade noch ins Gymnasium in Glarus eintreten können, du vermutlich nicht mehr. Ich werde Theologie studieren, wenn sie dann doch nicht untergeht.«

Ich war eine stolze Eingeweihte, doch glaubte ich ihm nicht wirklich. Ich genoss es, zusammen

mit ihm in der Handorgelstunde den Schneewalzer zu lernen, fand das unterhaltsamer und einfacher als Klavierspielen. Denn meine Klavierstunden gehörten zu den wenigen Dingen, die ich am neuen Wohnort nicht vermisste. Meiner Klavierlehrerin aus St. Moritz war es ungemein wichtig gewesen, dass ich meine Hand und meinen Arm korrekt hielt. Ich musste bei ihr üben, richtig zu sitzen, mit lockeren Schultern und Ellbogen, die Handgelenke gerade zu halten und die Fingerknöchel aufrecht. Immer wieder wurde das exerziert, denn meistens machte ich es falsch, was leichte Schläge auf die Finger zur Folge hatte. Von diesen Klavierstunden war ich befreit, damit auch von den dramatischen Fahrten über den Malojapass, mit einem angespannten Vater als Autolenker. Mir war oft übel auf dieser kurvenreichen Strecke, und eher erbrach ich mich hinten zum Autofenster hinaus, als dass ich Vater gebeten hätte, anzuhalten. Er wurde rasch ungehalten, wenn eine unerwartete Schwierigkeit auftrat. Gemeinsam betrachteten wir später die besudelte Autotür, beide, ohne ein Wort zu sagen. Bei den Passfahrten im Winter kam es vor, dass grosse Cars aus Mailand im Schnee stecken blieben, die Autos hinter ihnen ebenfalls. Vater befürchtete, nicht mehr anfahren zu können und schimpfte auf die Italiener, die nicht Auto fahren könnten.

Doch das Handorgelspiel bescherte damals der ganzen Familie fröhliche Abende. Wir lebten in einem Provisorium, darum nahmen wir alles weniger schwer. Vater war gut gelaunt, spielte selbst aus-

gelassen auf der Handorgel, glücklich, wieder eine im Haus zu haben, denn seit seiner Jugend war er ohne geblieben. Kein finanzielles Opfer war ihm später zu gross dafür, seinen Kindern Musikunterricht zu ermöglichen.

Nun bewunderten wir sein Spiel, ein Novum. Die Mutter lachte verlegen.